

# Radio predigt

Erich Guntli

## **Benachteiligt?**

Mt 20, 1–16

Felix Wilhelm-Bantel

## **Glauben an Dinge, die man nicht sieht, damit man mit den Dingen zurechtkommt, die man sieht.**

Hebr 11, 1

R.-katholische Radiopredigt <b>Benachteiligt?</b> Pfarrer Erich Guntli Kath. Pfarramt Pfrundgutstrasse 5, 9470 Buchs	3
Evangelisch-methodistische Radiopredigt <b>Glauben an Dinge, die man nicht sieht...</b> Pfarrer Felix Wilhelm-Bantel Trollstrasse 10, 8400 Winterthur	8

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,  
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.  
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen  
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 1052, CH-1701 Freiburg,  
Telefon: 026 425 87 40, E-Mail: [verlag@canisius.ch](mailto:verlag@canisius.ch).

Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.  
Jahresabonnement ab 2002, zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;  
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);  
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

## ***Benachteiligt?***

Mt 20,1–16

### I.

*«Da gebe ich mir Mühe, etwas Anständiges zu kochen, überlege mir, was ihr gern habt, stehe die längste Zeit in der Küche, und dann, dann wird nichts als gemeckert am Tisch!»*

Welcher Hausfrau ist nicht schon mal total gefrustet dieser Satz über die Lippen gerutscht, zumal wenn pubertierende Kinder am Tisch sitzen. Ihre ganzen mütterlichen Kochkünste haben null Chancen gegenüber einem Big Mac, Pommes frites und Ketchup. Ihre ganze Zuneigung, die sie über den Magen ihren Liebsten einfließen möchte, verpufft im pappigen Brot jener Esskultur, die wie ein Krebsgeschwür alle kulinarischen Künste überwuchert.

*«Über Jahre hinweg habe ich verzichtet, bin hintangestanden, um meinem Mann die Karriere zu ermöglichen. Was ist der Lohn dafür? Ein Tritt in den Hintern. Er habe eingesehen, dass nicht viel Verbindendes mehr da sei, habe nun eine Freundin, die ihn so ganz tief verstehen würde.»*

Wem ist nicht schon solch eine Klage zu Ohren gekommen?

*«Da habe ich Sport getrieben», sagt ein Patient mit mühsamer Stimme, «nicht geraucht, kaum Alkohol getrunken, auf eine gesunde Ernährung geachtet, und nun das – Krebs. Das hätte ich nicht verdient.»*

Drei Beispiele, Beispiele aus dem Alltag, enttäuschende Beispiele. Und nicht selten sind solche Enttäuschungen auch religiöse Enttäuschungen.

*«Da haben wir uns darum bemüht, unsere Kinder im Glauben zu erziehen und ihnen ein gutes Vorbild zu sein», so klagen Eltern manchmal, «und jetzt sind sie sogar aus der Kirche ausgetreten.»*

Doch auch uns Seelsorgern sind solche Erfahrungen nicht fremd. Manche Treffen von Seelsorgern drehen sich um dieses Thema: *«Wir geben uns redlich alle Mühe, versuchen dem Leben nahe zu sein und nicht weltfremd. Und was ist der Erfolg? Die Teilnahme am Gottesdienst nimmt immer mehr ab, die Kirchenaustritte nehmen immer mehr zu.»*

## II.

Jede Leistung soll ihren Lohn haben. Das ist für uns selbstverständlich. Je grösser der Einsatz, umso grösser der Lohn. Das entspricht unsern Erwartungen. An dieses Denken haben wir uns gewöhnt. Ist dem nicht so, reagieren wir enttäuscht, verletzt, frustriert. Alles andere geht uns gegen den Strich.

Solch eine Geschichte, die uns gegen den Strich geht, erzählt uns Jesus. Der Evangelist Matthäus hat sie uns im 20. Kapitel aufgeschrieben. Ich versuche, sie kurz nachzuerzählen.

Heute ist es im Orient nicht viel anders als damals; Männer machen sich am Morgen früh auf den Weg und schauen, ob es Arbeit gibt. Von geregelter Arbeit keine Spur. Man kommt am Morgen, erhält Arbeit oder eben auch nicht, und bekommt dafür seinen Lohn, den Taglohn, von dem man leben muss, der gerade mal reicht, das Essen für den kommenden Tag zu kaufen.

Jesus erzählt nun die Geschichte von einem Besitzer eines Weinbergs. Am frühen Morgen wirbt er Arbeiter an und vereinbart mit ihnen den Lohn von einem Denar. Um die dritte, sechste, neunte, ja sogar um die elfte Stunde geht er wieder hin und wirbt Arbeiter an. Jene, die zuerst angeworben wurden, erwarten nun selbstverständlich, einen grösseren Lohn zu bekommen. Doch dem ist nicht so. Alle erhalten gleich viel. Begreiflich, dass

jene, die am längsten gearbeitet haben, murren. Doch Jesus lässt in der Geschichte den Gutsherrn sagen:

*«Hast du nicht einen Denar mit mir vereinbart? Mein Freund, dir geschieht kein Unrecht. Nimm dein Geld und geh! Ich will dem letzten ebensoviel geben wie dir. Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will? Oder bist du neidisch, weil ich zu andern gütig bin?»*

Ich erinnere mich noch: Vor Jahren war ich mit einer Gruppe in Rom. In einem Gottesdienst, den ich mit der Gruppe hielt, las ich diese Geschichte vor. Ganz spontan, aus dem hohlen Bauch heraus, sagte eine Frau halblaut, doch unüberhörbar vor sich hin: *«So ein Beschiss.»*

Beim anschließenden Nachtessen hatten wir dann eine ziemlich heftige Diskussion. *«Was soll ich mir denn überhaupt noch Mühe geben»*, sagte die Frau, *«wenn's eh egal ist und am Schluss alle gleich viel bekommen.»*

Ich begreife diese Frau. Die Geschichte, die Jesus da erzählt, geht wirklich gegen den Strich. Doch gehen uns nicht viele Lebenserfahrungen auch gegen den Strich? *«Jetzt hat der täglich geraucht, täglich seinen halben Roten getrunken und war auch sonst nicht gerade ein Musterknabe. Und doch wurde er mehr als achtzig.»* Solche Aussagen hörte ich schon auf dem Friedhof.

### III.

Zwar ist das Leistung-Lohn-Denken tief in uns verankert. Unser ganzes Wirtschaftssystem baut darauf auf. Doch manche unserer alltäglichen Lebenserfahrungen machen einen dicken Strich durch die Rechnung. Wer gesund lebt, lebt nicht unbedingt immer länger. Wer sich unermüdlich einsetzt, bekommt nicht immer den erwarteten Lohn. Erwartungen bleiben unerfüllt, wie die Erwartung jener Tagelöhner unerfüllt blieb, mehr Lohn zu bekommen als jene, die weniger gearbeitet haben.

Der Gutsherr in der Geschichte, die Jesus da erzählt, ist eine Chiffre für Gott. Und eines darf man diesem Gutsherrn nicht absprechen: Er ist grosszügig. Er gibt den Letzten ebenso viel wie den Ersten. Das ist seine Freiheit. Doch diese Grosszügigkeit steht quer zu unserm Begriff von Gerechtigkeit. Und das ist denn auch der Vorwurf, der Gott gegenüber immer wieder gemacht wird – er sei ungerecht.

Doch ist Gott wirklich ungerecht, oder sind vielleicht unsere Vorstellungen von Gerechtigkeit unvollkommen?

Mir kommt da der 77. Psalm in den Sinn, ein Psalm, der in der schwierigen Zeit nach der Rückkehr aus dem Exil verfasst wurde. In diesem Psalm ringt einer mit Gott. Da heisst es:

*«Wird der Herr mich denn auf ewig verstossen und mir niemals mehr gnädig sein? Hat seine Huld für immer ein Ende, ist seine Verheissung aufgehoben für alle Zeiten? Hat Gott seine Gnade vergessen, im Zorn sein Erbarmen verschlossen? Da sagte ich mir: <Das ist mein Schmerz, dass die Rechte des Höchsten so anders handelt.>»* (Ps 77, 8–11)

Gott lässt sich in kein Schema pressen. Er entspricht auch nicht immer unserer Erwartung, unser Wohlverhalten werde belohnt. Er handelt wirklich manchmal ganz anders, als wir denken. Er durchbricht unser Leistung-Lohn-Denken, so wie in der Geschichte, die Jesus erzählt, der Gutsherr nach ganz andern Massstäben den Lohn zuteilt. Das hinterlässt ein schales Gefühl. Es ist das Gefühl, zu kurz zu kommen, während andere bevorzugt werden. Seine Güte andern gegenüber erscheint uns wie eine Benachteiligung, eine Benachteiligung, unter der wir leiden. Dieses Leiden finden wir ungerecht. Wir können es nur schwer mit der Güte Gottes vereinbaren.

Diesen Sommer hat mich in Italien eine Nonne verwirrt. Sie betreut eine Familie mit einem schwerstbehinderten Kind. Es ist ein Kind, das nach unsern wirtschaftlichen Massstäben der

Gesellschaft immer zur Last fallen wird. Es ist, um in den Bildern der Geschichte vom grosszügigen Gutsherrn zu bleiben, ein Kind der elften Stunde. Es kann nichts tun, wird nie produktiv sein können, um einen Anspruch auf Lohn zu haben.

Ich redete also mit dieser Nonne darüber, welchen Sinn denn ein solches Leben haben kann, ein Leben, das in nichts als Leiden besteht. Diese Schwester erklärte mir, wir müssten lernen, wirklich global zu denken. Alles Gute, das getan werde, sei wie ein Energiestrom im Kraftfeld Gottes. Wer die Gelegenheit bekomme, viel Gutes zu tun, der tut dies für andere. Doch letztlich zähle auch das Nichtstunkönnen, das Leiden. Nicht allein die materielle Produktivität zähle, sondern auch das Leiden, auch das Leiden, darunter zu kurz gekommen zu sein. Und so gebe dieses schwerstbehinderte Kind durch sein Leiden sehr viel für all jene, die Gutes tun könnten, es aber nicht tun.

Ich gestehe, so ganz klar komme ich mit diesem Gedankengang noch nicht. Doch manchmal kommt er mir doch wieder in den Sinn, vor allem dann, wenn ich das Gefühl habe, ich hätte nun doch ein wenig mehr Anerkennung und Lob verdient, ich würde benachteiligt.

Dann denke ich: «Na ja, was ich nicht bekomme, kommt vielleicht einem andern zugute.» Und mit diesem Gedanken kann ich dann ganz gut leben und versuchen, trotzdem mein Bestes zu geben. Ich murre dann nicht darüber, zu kurz gekommen zu sein, sondern bin dankbar dafür, dass ich etwas tun kann.

***Glauben an Dinge, die man nicht sieht,  
damit man mit den Dingen zurechtkommt, die  
man sieht.***

Hebräer 11,1

Wenn Sie jemanden, der sich in der Bibel etwas auskennt, fragen: «Was ist das, glauben?», werden Sie mit grosser Wahrscheinlichkeit zur Antwort bekommen, was am Anfang des 11. Kapitels im Hebräerbrief steht. Vielleicht kennen Sie diese Worte sogar selber auswendig? Nach der Luther-Übersetzung heisst es da: «Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.»

Das tönt nicht besonders christlich, eigentlich nicht einmal religiös. So könnten auch Philosophen oder Psychologen reden. Immerhin beschreibt das Wort «Glaube» hier eine gewissere Haltung, als wenn jemand sagt: «Ich glaube, es regnet jetzt gerade nicht.»

Mich haben Inhalt und Bedeutung, die das Wort «Glaube» im Hebräerbrief bekommt, interessiert. Es geht da nämlich um den Glauben daran, dass Gott seine Versprechen für die Zeit nach dem Ende der Welt und für das Leben nach dem Tod wahr machen wird. Das schreibt der Hebräerbrief an Christinnen und Christen, die ziemlich verunsichert sind. Ihr Glaube hat einiges an Kraft verloren. Sie sind müde geworden, so scheint es im Spiegel des Briefes. Für sie soll sich diese spezielle Ausrichtung des Glaubens positiv für ihr Leben auswirken. Darüber habe ich nachgedacht und teile nun gerne den einen und anderen Gedanken mit Ihnen.

Die «feste Zuversicht» des Glaubens gewinnt ihren Halt interessanterweise in Dingen, die man nicht sieht, meint der Hebräerbrief. Man sieht sie u.a. deshalb nicht, weil sie erst in der



Zukunft Wirklichkeit werden. Trotzdem zeigen sie schon in der Gegenwart gewisse Wirkungen. In manchen alltäglichen Begebenheiten ist uns dieser Zusammenhang durchaus vertraut: Es wird z.B. niemand schräg angeschaut, der bei strahlendem Sonnenschein einen Regenschirm bei sich trägt, wenn die Wetterprognosen einen unmittelbar bevorstehenden Wetterwechsel mit Niederschlägen ankündigen.

Beim Glauben, von dem der Hebräerbrief redet, geht es im Grunde genommen um dasselbe. Nur sind die Dinge, die da erwartet werden, von etwas anderer Qualität als die Wetterentwicklung: Sie sind nicht für alle gleichermassen einsichtig und haben darum nicht für alle die gleiche Bedeutung. Es ist durchaus normal, wenn der Glaube an Dinge, die erst später geschehen werden, Menschen bereits im Voraus dazu bewegt, deswegen dies zu tun oder jenes zu lassen. Warum sollte es mit dem Glauben an die letztendliche Erfüllung von Gottes Verheissungen anders sein? Was wegen dieses Glaubens für wichtig bzw. unwichtig angeschaut wird, hat manche Kritiker geärgert. Karl Marx etwa seufzt oder schimpft hörbar, wenn er seine Beobachtungen und sein Nachdenken darüber mit dem Satz auf den Punkt bringt: «Religion ist Opium für das Volk.» So ein Glaube lenke die Menschen von den eigentlich wichtigen Dingen ab, meint er. Vielleicht ohne es zu wollen, hat er damit auch anerkannt, dass Glaube im Sinne der festen Zuversicht des Hebräerbriefes Wirkungen zeigt. Viele Leute brauchen einen solchen Glauben. Er prägt ihre Einstellung zum Leben, ihren Umgang mit allem Lebendigen und mit all den Dingen um sie her. Dieser Glaube bringt den Menschen einen Gewinn. Sonst würden sie ja nicht daran festhalten.

Der Hebräerbrief erwartet also, dass der Glaube an die Erfüllung von Gottes Verheissungen die Menschen befähigt, die Aufgaben und Probleme ihrer Gegenwart zu bewältigen. Glaube ist gerade kein Opium, das das Leben hier und jetzt erträglicher macht, weil es einen in andere Welten versetzt. Die spezifische Art Glaube des Hebräerbriefes befähigt m. E. Menschen in ganz besonderem Mass dazu, die Anforderungen der Gegenwart zu be-

wältigen. Denn dieser Glaube beruht nicht auf Fakten, Statistiken, Wahrscheinlichkeiten und Erfahrungswerten. Gerade weil er sich auf eine Grundlage stützt, die nicht von dieser Welt ist, schafft er eine fruchtbare Distanz zu den Dingen, mit denen wir uns im Leben herumschlagen müssen. Und aus dieser Distanz heraus öffnet er weitere, neue Möglichkeiten zum Handeln.

Ich will das an einem Beispiel erläutern. Sie erinnern sich vielleicht noch an den Ökumenischen Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in den 80er-Jahren. Heftig wurde damals darum gestritten, was dem Frieden förderlich sei. Von den einen wurde die Meinung vertreten: Gemäss der Bibel werde allein Gott Frieden schaffen. Alle menschlichen Bemühungen um Frieden seien darum vergeblich und zum Scheitern verurteilt. Ja, sie gefährdeten den Frieden geradezu. Gewiss, sagten die anderen: Gott wird am Ende Frieden schaffen. Genau darum können und sollen wir heute schon viel von dem Geld, das in die Rüstung fliesst, für Friedensarbeit einsetzen statt für die Vorbereitung von Zerstörung von Leben und Lebensgrundlagen. Natürlich sprechen die Mehrzahl der menschlichen Erfahrungen dagegen. Natürlich sträubt sich die menschliche Vernunft, die u.a. darauf sieht, welches Risiko damit eingegangen wird. Aber das Vertrauen auf die Verheissungen Gottes gibt Spielraum, um mit den Gedanken aus den Bahnen der Zwänge zum Rüstungswettlauf auszubrechen. Andere, neue Wege lassen sich finden, wie die verschiedenen Sicherheitsbedürfnisse befriedigt werden können. Und interessanterweise hat sich in der Realität seither manches in der Richtung bewegt, die damals für ziemlich utopisch gehalten wurde.

An dieser Stelle will ich eine Frage von Max Frisch erwähnen. Er benennt mit ihr sehr präzise ein Thema, das unausgesprochen im Hintergrund des bisher Gesagten stand. In einem seiner Fragebögen in seinen Tagebüchern fragt er: «Muss eine

Hoffnung, damit Du in ihrem Sinn denkst und handelst, nach Deinem menschlichen Ermessen erfüllbar sein?»

Eine spitzbübisch freche Frage, nicht wahr? Aber eine spannende Frage. «Muss eine Hoffnung, damit Du in ihrem Sinn denkst und handelst, nach Deinem menschlichen Ermessen erfüllbar sein?»

Diese Frage bringt unseren Verstand, unser Vermögen zu denken und urteilen ins Gespräch. Dies mit einzubeziehen, scheint mir unbedingt nötig, wenn wir vom Glauben an Dinge reden, von denen Gott zwar schon gesprochen hat, die wir aber noch nicht sehen. Glauben und Denken brauchen einander, wenn unser Leben nicht auf die eine oder andere Seite aus dem Gleis geraten soll. Die Dinge, von denen im Hebräerbrief die Rede ist, können wir noch nicht sehen. Das brachte damals und bringt heute immer noch gewisse Schwierigkeiten mit sich. Zwei typischen Einseitigkeiten begegne ich immer wieder, auch bei mir selber. Auf der einen Seite gibt es Menschen, die anerkennen durchaus als Thema christlicher Hoffnung, was im Hebräerbrief mit Glaube gemeint ist. Nur gehören für sie Dinge wie «in die Ruhe eingehen» (4,1), oder «das ewige Erbe» (9,15) oder «das himmlische Jerusalem» (12,22) so sehr zur jenseitigen Welt, dass sie mit dem Leben hier und jetzt eigentlich nichts zu tun haben. Diese Leute wollen sich lieber von Hoffnungen leiten lassen, die nach menschlichem Ermessen erfüllbar sind. Besser einen Spatz in der Hand als eine Taube auf dem Dach. Jetzt gilt es, mit beiden Beinen auf dem Boden zu stehen. Wenn Gott dann seine Verheissungen erfüllt, umso besser.

Auf der anderen Seite gibt es Menschen, die konzentrieren sich derart stark auf «die himmlischen Dinge» (Hebr 3,1), dass sie mit den Gegebenheiten des menschlichen Lebens nicht mehr zurechtkommen. Sie scheinen sich im himmlischen Jerusalem viel besser auszukennen als im ziemlich verwirrenden Geflecht unseres menschlichen Daseins. Das muss sie nicht stören. Denn wer sich intensiv genug mit den himmlischen Dingen befasst, kann sich damit die irdischen Dinge vom Hals halten. Im Bereich der «himmlischen Dinge» gibt es eben für alle Probleme

eine Lösung. Gerade Menschen, die in grossen Schwierigkeiten stecken, sind für dieses Ausweichmanöver versuchbar.

Den einen fehlt die Kraft des Glaubens, der einen Abraham befähigt hat, sich nicht nur von menschlichen Erfahrungen bestimmen zu lassen, sondern auch von den Verheissungen Gottes. Das erwähnt der Hebräerbrief als beispielhaft. Und noch heute redet man davon, dass Abraham richtig gehandelt hat.

Den anderen fehlen die kritischen Anfragen des Denkens, die sie davor bewahren, einfach zu glauben, was ihren menschlichen Hoffnungen und Neigungen entgegenkommt. Sie müssten über einiges nachdenken, um ihren Glauben auf dem richtigen Fundament abzustützen.

Eigentlich brauchen die einen die anderen. Es braucht den gegenseitigen Austausch und die gegenseitigen Fragen. Das ist oft unbequem und kann einen leicht aus der Fassung bringen. Aber diese Auseinandersetzungen sind nötig, damit sich Einseitigkeiten nicht zementieren.

In so einem Gespräch steht auch der Schreiber des Hebräerbriefes mit seinen Lesern damals. Er fordert sie heraus, angesichts der Schwierigkeiten nicht sitzen zu bleiben. Er stellt ihnen die «himmlischen Dinge» leuchtend vor Augen, damit ihr Glaube wieder Kraft bekomme und sie zum Leben befähige. Die grossen Verheissungen Gottes sollen auf ihren Weg leuchten, damit sie mit erhobenem Haupt weitergehen. Sie sollen darüber Gewissheit haben, wohin der Weg führt, damit sie ihn zu gehen wagen, selbst wenn ein mühsames Stück zu bewältigen ist. – Sie, die Gläubigen damals – die Leserinnen und Leser des Hebräerbriefes – Sie, liebe Hörerin, lieber Hörer – und ich auch. Amen